

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Sandra Richter**  
**Lob des Optimismus**  
Geschichte einer Lebenskunst

176 Seiten, Paperback  
ISBN: 978-3-406-59114-3

## I. Einleitung:

### Es geht uns gut. Optimismus aus Verantwortung



#### Wider die wohlfeile Optimismus-Kritik

Originaldokument  
© Verlag C.H. Beck

Die Welt scheint kurz vor dem Abgrund zu stehen. Von einer Jahrhundertkrise ist die Rede. Angesichts dieser riskanten Situation gilt der Optimismus als naiv, gefährlich, als so verführerische wie ambivalente Macht, die auf das Machbare setzt und die Menschheit damit in die Tiefe stürzen könnte. Optimismus, der Glaube an das Gute im Menschen, die beste aller Welten, an den Fortschritt – all das erscheint als Teufelszeug. Aus dem maximal Guten ist das maximal Böse geworden.

Diese Einschätzung ist überzogen, aber nicht unbegründet. Während Pessimisten und Skeptiker ihre düsteren oder verhaltenen Prognosen durch unerfreuliche Ereignisse bestätigt sehen, wie sie täglich über die Bildschirme flimmern, können Optimisten nur auf den gelingenden Alltag und auf wenige positive Ereignisse verweisen. Sie nehmen einen hohen Kredit auf eine Zukunft auf, die hoffentlich besser aussehen wird als die Gegenwart.

Systematisch betrachtet handelt es sich bei diesem Optimismus um eine Weltanschauung. Für sie kann es gute, aber keine zwingenden Gründe geben. Wie andere Weltanschauungen ist der Optimismus nicht apriorisch und weniger de-

skriptiv als normativ. Doch anders als andere Weltanschauungen, der Pessimismus und der Skeptizismus beispielsweise, lädt sich der Optimismus eine erhebliche Beweislast auf: Mit seiner prinzipiell bejahenden, vertrauensvollen Weltansicht macht er sich angreifbar. Verächter, Kritiker und Gegner des Optimismus können ihn deshalb leicht widerlegen. Sie begleiten ihn wie ein zweites Ich. Mühelos begeben sie sich in die Rolle des abgeklärten Beobachters, der schärfer sieht, realistischer analysiert, recht behält, wenn etwas schiefgeht.

Wie also kann der Optimismus so definiert werden, dass er seinen weltanschaulichen Kreditrahmen nicht überzieht und die Einwände seiner Kritiker entkräftet? Nach Jahrhunderten der Optimismus-Kritik sieht es für eine Neubestimmung des Optimismus gut aus: Immerhin lässt sich nun abschätzen, was inakzeptabel ist. Zu hoch darf der Kredit nicht sein, den der Optimismus beansprucht. Zu abstrakt darf der Optimismus nicht werden, und metaphysische Annahmen sollte er ganz aufgeben. Positiv gewendet: Der Optimismus muss seine Kritik mitbedenken, reflexiv werden, sich selbst auf die Probe stellen, um sich noch als glaubwürdige Weltanschauung empfehlen zu können. Dabei wird er gut daran tun, sich durch die Wirklichkeit abzusichern, die eigene Kreditfähigkeit immer wieder zu prüfen.

Gerade diese Wirklichkeit aber legt drei gute Gründe für Optimismus nahe. Wenn wir nur etwa 300 Jahre in die Geschichte zurückblicken, dann stellen wir fest, dass sich das Niveau der Zivilisation erheblich gehoben hat: Religiöse Toleranz, allgemeine Schulpflicht, Chancen zu sozialem Aufstieg und vieles mehr – all das ist uns zur Selbstverständlichkeit geworden, um die wir nicht mehr kämpfen müssen. Es geht uns

gut, jedenfalls aber besser. Wir haben nicht nur Grund zum Optimismus, sondern sollten uns sogar dazu verpflichten – aus Verantwortung für uns selbst und für all diejenigen, denen es weniger gut geht. Denn wer den Ton der Klage anstimmt, wo es ihm doch gut geht, beweist nur seine prinzipielle Unzufriedenheit, den mangelnden Mut, etwas zu ändern, oder seinen Geiz. Er handelt unethisch.

Für den Optimismus spricht demgegenüber zweitens, dass er positiv motiviert, Menschen emotional und kognitiv mehr abverlangt, sie mehr fordert als pessimistische oder skeptische Einstellungen des «Ich hab's ja immer schon gewusst» oder des «Vielleicht – vielleicht auch nicht». Optimismus strengt an, und er gelingt nicht immer. Selbst den entschlossensten Optimisten verlässt manchmal der Mut. Gerade in Krisenzeiten sind Optimisten besonders gefordert, denn die Welt ist dynamisch, nicht stabil, ein komplexes, kein einfaches System, ein System, das auf Unsicherheit und Unwissen beruht. Erwartungen von vollständiger Planbarkeit, linearem Fortschritt, schnellem und grenzenlosem Wohlstand erweisen sich als überzogen. Es zählt zu den Aufgaben des Optimisten, zu hohe Erwartungen zu dämpfen, Wege aus der Krise zu finden und aus Krisen zu lernen. Denn Krisen erlauben, eingefahrene Handlungs- und Denkmuster zu prüfen, zu verwerfen, neue Lösungsstrategien zu erproben.

Dafür kann der Optimismus drittens schlummernde geistige und körperliche Ressourcen wecken, und er geht zugleich sparsam mit ihnen um. Er lehrt, Gegebenes wertzuschätzen und zum Besten zu entwickeln. Auf diese Weise wirkt er effizient, nachhaltig, stabilisiert das mentale Ökosystem. Es hilft tatsächlich, vom berühmten halbvollen statt vom halbleeren Glas zu sprechen. Eine Alltagsweisheit wie diese prägt, gibt Vertrauen,

schaft überhaupt erst die Basis für erfolgversprechendes Handeln.<sup>1</sup>

Dieser dreifach gerechtfertigte Optimismus kann kein Optimismus der guten Laune, kein triumphierender oder kompensierender Optimismus sein – im Gegenteil: Es ist ein verantwortungsvoller Optimismus aus der Wahrnehmung einer Welt, die der Ideen und Ideale bedarf, um Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu beschreiben und zu meistern.

Aus diesen Herausforderungen ließen sich ungezählte weitere Gründe für den Optimismus gewinnen: Die Umwelt beispielsweise liefert offensichtliche Argumente für optimistisches Denken und Handeln. An ihrem Beispiel zeigt sich, dass der Optimismus gerade nicht mit blindem Fortschrittsglauben identisch sein muss – im Gegenteil. Wenn jeder Bewohner dieses Planeten sich in ökologischem Pessimismus übt, dann schaffen wir es nie, die Umweltverschmutzung zurückzudämmen. Der ökologische Pessimist meint nämlich, dass es nichts nützt, wenn er Strom spart, weniger Auto fährt und den eigenen Müll reduziert. Wenn dies alle denken, dann geht unsere Erde dem sicheren Kollaps entgegen. Ökologische Optimisten hingegen nehmen an, dass andere Menschen im Interesse der Umwelt ebenfalls Strom sparen, weniger Auto fahren und ihren Müll reduzieren. Entsprechend werden ökologische Optimisten ihr Konsumverhalten ändern und es sinnvoller finden, auf Konsum zu verzichten oder alte Gebrauchsgüter zu recyceln als neue zu erwerben.

Doch will ich nicht jedes soziale und politische Feld mit Optimismen beglücken, der grotesken Nivellierung des Optimismus zur kleinen Münze der Allerweltsideologien das Wort reden und mit abstrakten Empfehlungen langweilen. Auch geht es mir nicht um eine Art Lehnstuhl-Optimismus: um Men-

schen, die sich selbstbestätigend auf die Schulter klopfen, gleich was sie tun. Mir geht es um eine Einstellung, die auf optimistischen Werturteilen gründet und diese verantwortungsvoll in unterschiedlichen Handlungsfeldern umsetzt.

### Die Erfindung des Optimismus im 18. Jahrhundert und ihre Folgen

Schon lange vor der gegenwärtigen Krise war der Optimismus hochumstritten. Die Streitpunkte, Argumente und Gegenargumente muss kennen, wer heute einen haltbaren Optimismus vertreten und leben will, der nicht im nächsten Moment schon wie ein Kartenhaus zusammenzuklappen droht. Daher besichtigt dieses Buch die wichtigsten Episoden in der Geschichte des Optimismus und zeigt, wie dieser wurde, was er heute ist oder sein kann. Es konzentriert sich auf die wichtigsten Konflikte über den Optimismus und füllt damit auch eine Lücke: Denn eine Geschichte des Optimismus gibt es nicht. Überhaupt gilt der Optimismus als intellektuell unseriös.<sup>2</sup> Die Wissenschaft neigte in den vergangenen 40 Jahren, sieht man von der Leibniz-Exegese ab, vor allem dem Skeptizismus, dem Nihilismus, der Erinnerungs- und Trauerarbeit zu. «Melancholie-Projekte, chic», notiert die Lyrik über diesen Trend schon lakonisch.<sup>3</sup> Ohne diese Leistungen der Wissenschaft unter Wert zu schätzen – sie ließ das Feld positiven Denkens und Schreibens unbestellt und gab es für populistische Spekulationen frei.

In der Folge dominierten Optimismus-Klischees die Szene. Man denke etwa an den Film *Der Optimist* (1938, mit Theo Linggen und Henny Porten), der von einem lebensfrohen Möchtern-Ölbaron erzählt. Aus dem Optimismus ist ein beliebtes

Konversationsthema geworden,<sup>4</sup> eine Art Glaubensfrage, die weder eine Geschichte noch eine Systematik kennt. Doch führen gerade solche Glaubensdebatten den Begriff des Optimismus ad absurdum. Laurence Shorters amüsante Story *Der Optimist* (2009) belegt es wider Willen: Shorters Optimist sucht Beweise für den Optimismus, ohne zu wissen, woher der Begriff kommt und was er meint. Das Projekt stürzt erwartungsgemäß ab. Es endet mit der hilflosen Feststellung, dass weder Optimismus noch Pessimismus zu überzeugen vermögen.<sup>5</sup>

Dieses Buch muss also gegen Klischees und Vorurteile ansprechen: Jeder glaubt zu wissen, was Optimismus sei – und gerät doch leicht ins Stammeln, wenn er erklären soll, was genau damit gemeint ist. Deshalb mustert dieses Buch, was Denker und Dichter unter Optimismus verstanden und verstehen. Dabei wird sich zeigen, dass jede Episode des Optimismus andere Gründe für ihn ins Feld geführt hat: den Glauben an die Harmonie des Kosmos, den Monotheismus, das Vertrauen auf die guten Eigenschaften des Menschen oder auf hehre gesellschaftliche Ziele. Optimismus ist also nicht gleich Optimismus. Der Optimismus erscheint vielmehr als eine Art Proteus. Wie der antike Seegott nahm er ganz verschiedene Gestalten an.

Die Vorgeschichte der hier zu erzählenden Geschichte des Optimismus gibt einen Einblick in diese Vielgestaltigkeit: Im 6. Jahrhundert v. Chr. glaubten Pythagoras und die Pythagoreer an eine harmonische, optimale Einheit des Kosmos. Sie sollte auf idealen Zahlenverhältnissen, auf Maß und Ordnung beruhen.<sup>6</sup> Alle Wesen galten in dieser Ordnung als miteinander verwandt. Zu den obersten Handlungsmaximen zählte der Versuch, Einklang mit anderen Wesen anzustreben, um die kosmische Harmonie nicht zu gefährden. Noch um 300 v. Chr. vertraute die Stoa auf ein derart allgegenwärtiges göttliches

Prinzip. Sie zielte mit ihren ethischen Lehren aber vor allem auf die Glückseligkeit des Einzelnen und eine stabile bürgerliche, disziplinierte Gesellschaftsordnung. Diese wurde zwar nicht als schlechthin optimal, aber als beste denkbare Lösung für den Einzelnen und das Kollektiv betrachtet.<sup>7</sup>

Doch lassen sich schon für die Antike pessimistische Gegen geschichten erzählen: Das sogenannte Harfnerlied, überliefert aus Ägypten (2. Jahrtausend v. Chr.), klagte über die Ungerechtigkeit des Schicksals, die Nichtigkeit des irdischen Lebens im Angesicht des allgegenwärtigen Todes. Der griechischen Kultur schreibt man seit Jacob Burckhardt gern pauschal einen pessimistischen Ton zu.<sup>8</sup> Ihr entstammt Cassandra, die *grande dame* des Pessimismus, die vor dem Trojanischen Pferd warnte und den Tod des Agamemnon vorhersah, doch niemand glaubte ihr. Homer besang das Werden und Vergehen des Menschen (*Ilias*, IV, 146–149), und auch die Helden der antiken Tragödie stürzen sich weniger aus Optimismus als im Namen der Ehre in den Kampf. Seit Platon (*Phaidon*, 67c–e) beschäftigt darüber hinaus eine düstere Einsicht die Denker: dass der Leib die Seele gefangenhält. Der wahre Philosoph orientiert sich daher auf den Tod hin – den Moment, der die Seele aus ihrem Gefängnis befreit. Diese Einsicht wurde durch die dualistischen Philosophen und Propheten der Spätantike noch verschärft: Sie betrachteten die ganze Welt als Gefängnis, beschworen die Dämonen, glaubten, dass nur wenige «Erwählte» aus dem irdischen Jammertal gerettet werden.

Auf ähnliche Schreckensszenarien von einer grundsätzlich verderbten Welt reagierten die drei großen Religionen. Das Alte Testament rückte die Erzählung vom verlorenen Paradies, der verlorenen rein guten Welt, ins Zentrum des Judentums, des Christentums und – vermittelt durch den Koran – auch des

Islam. Wer über das Gute oder Beste sprechen wollte, musste immer auch das Böse berücksichtigen. Und Schuld daran war der Apfel, der Fall Adams und Evas. Im Christentum entstand eine folgenreiche Theologie und Anthropologie der Sünde, wie sie die anderen Religionen nicht kennen und deren Erfinder der Apostel Paulus war. Er legte die Grundlage für die Lehre von der Erbsünde, wonach Adams Fall alle seine Nachkommen und damit die ganze Menschheit zur Sünde verdammt. Charakteristisch für diese <pessimistische> Lehre ist aber, dass sie ihr <optimistisches> Gegenstück mitenthält. Denn Paulus verbindet den alten mit dem neuen Adam: mit Jesus Christus. Durch den alten Adam kamen Sünde und Tod in die Welt, der neue, Jesus Christus, vergab sie: Alle Menschen sind durch ihn, durch seinen Kreuzestod gerechtfertigt (Römer, 5,18; 1. Korinther 15,22). Sie dürfen auf die Herrlichkeit hoffen, die ihnen offenbart werden wird (Römer 8,18). Im Ergebnis verknüpften Paulus und seine Anhänger Ursünde, Hoffnung und den Glauben an das Heil so eng miteinander, dass sie sich kaum je wieder voneinander trennen ließen.

Diese Verkettung sorgte für eine besondere Dynamik der westlich-christlichen Auseinandersetzungen über den Menschen und sein Verhältnis zu Gut und Böse. Wer, wie der britische Mönch Pelagius (gest. nach 418), die Lehre von der Erbsünde verwarf, wurde vom Kirchenvater Augustinus (ebenso wie später von den Reformatoren) bekämpft und durch das Konzil von Ephesus (431) verdammt. Wer, wie Luther, der Auffassung war, dass gute Werke, Ablass und Beichte den Christen nicht von der Sünde, dem Bösen erlösen, konnte sich der Verfolgung durch die katholische Kirche gewiss sein. Wer, wie Calvin, von einer kleinen Gruppe der durch Gott zum Heil Erwählten ausging, vertrat eine harte Lehre – eine

Lehre, die den Gläubigen mit seiner Hoffnung auf Gnade allein ließ.

Doch mit der in der Neuzeit zunehmenden Konkurrenz von Religion und Philosophie veränderte sich die Problemlage, und mit dieser neuen Lage beginnt die Geschichte des Optimismus, die dieses Buch erzählt. Um 1700 hieß die alles bestimmende Frage: Wieso lässt Gott das Übel in der Welt zu, wenn er doch allweise und allgütig ist? Aus dem Versuch, diese Frage zu beantworten, wird im 18. Jahrhundert der Optimismus geboren. Gottfried Wilhelm Leibniz, der weitgereiste umtriebige Philosoph und Bibliothekar aus Hannover, gilt als sein erster Vertreter. Doch ging es ihm in seinen *Versuchen über die Theodizee* (1710) vielmehr um die Versöhnung von Vernunft und Offenbarungsglauben. Leibniz verfolgte ein so faszinierendes wie schwieriges Projekt. Er wollte zeigen, dass diese Welt die beste aller möglichen ist, um Gottes Allmacht, Allgüte und Allweisheit zu retten.

Mit diesem Vorhaben gab Leibniz seinen Feinden, den französischen Jesuiten, das Stichwort vor: Der deutsche Philosoph glaube merkwürdigerweise an eine beste Welt; «optimus mundus», «meilleur monde», notierten die Jesuiten kritisch. Im Jahr 1737 lancierten sie in ihrem Zentralorgan, den *Mémoires de Trévoux*, einen Angriff auf diesen «Irrglauben» – und erfanden den Begriff des Optimismus.<sup>9</sup> Er erscheint als böser Dämon der Systemphilosophie, denn er soll den weltanschaulichen Gegner in Verruf bringen: Der Verblendete, so der Vorwurf, hänge einem verwerflichen Glauben an. Dieser sei weder theologisch akzeptabel noch wissenschaftlich begründet. Was aber genau mit diesem -ismus gemeint ist, bleibt vage. 22 Jahre später, im Jahr 1759, gebar der *Observateur littéraire* sein Gegenstück: den Pessimismus.

Der Optimismus entstand also als Begriff überhaupt erst aus der Polemik und war damit zum Abschuss freigegeben. Seit den späten 1750er Jahren diente er als plakatives Feindbild: als naive, zynische Ideologie. Der Grund dafür war ein in jeder Hinsicht folgenreiches Erdbeben, das Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755. Es forderte zwischen 30 000 und 100 000 Todesopfer und zählt zu den größten Naturkatastrophen der europäischen Geschichte. Im Blick auf dieses unermessliche Leid klagte die Menschheit Gott an. Der Glaube an die beste aller Welten schien nur mehr zynisch, als geistiges Himmelfahrtskommando eines fehlgeleiteten Systemphilosophen. Voltaire ernannte sich zum Chefankläger gegen einen selbstgebastelten optimistischen Popanz – und sich selbst. Denn in seiner philosophischen Jugend hatte auch er dem Optimismus angehangen. Seit Lissabon bereute er jedoch diesen jugendlichen Fehltritt. Zur Entschuldung verfasste er einen Roman, eine Polemik in literarischer Form: *Candide oder über den Optimismus* (1759).

In biographischer Form handelt er über das Schicksal eines jungen Edelmannes. Candide, der «Arglose», «Treuerzige», begeht den Fehler des jungen Voltaire: Er glaubt seinem optimistischen Lehrer, der Leibniz nur scheinbar zum Verwechseln ähnlich ist. Candide aber erlebt seine Welt nicht als beste, sondern als schlechteste aller möglichen. Er kämpft um sein Leben – und deutet erst ganz am Schluss des Textes eine Lösung des Optimismusproblems an.

In der Folge wanderte der Optimismus als Zerrbild in Philosophie und Literatur ein, vor allem in biographische Romane, weil sich das Gute und das Böse in der Welt besonders anschaulich in fiktionalen Erfahrungswelten behandeln ließen. Auch ein Typus wie der des weltfremden Schwärmers, der die Ro-

mane bevölkerte, geht auf diese anti-optimistische Episode des 18. Jahrhunderts zurück.

Doch zugleich experimentierte die Anthropologie mit optimistischen Gegenentwürfen: Die schottische Philosophie beispielsweise fahndete nach dem «moralischen Sinn» des Menschen, nach seiner Fähigkeit, mit anderen zu fühlen, und hoffte auf eine «unsichtbare Hand», welche die menschliche Interaktion auf wundersame Weise zum Wohl aller steuert. Im 19. Jahrhundert gibt es schließlich kein Halten mehr: Der Optimismus ist überall – in Essays, philosophischen Abhandlungen, naturwissenschaftlicher Fachprosa, politischen Pamphleten. Der Pessimismus folgt ihm auf dem Fuß: Zählten Aphorismen und kulturkritische Essays einmal zu seinen bevorzugten Gattungen, findet er sich bald ebenfalls in jeder Text- und Darbietungsform. Die Varianten des Optimismus wie des Pessimismus sind unüberschaubar – und sie überlagern sich. Selbst dem Pessimismus Arthur Schopenhauers lässt sich eine positive Seite abgewinnen: Denn er befreite sich und seine Anhänger von den starken metaphysischen Voraussetzungen des Optimismus.<sup>10</sup>

Doch den meisten Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts passte diese Emanzipation gar nicht. Bis in die 1880er Jahre hinein wurde Schopenhauer dafür abgestraft. Noch der berühmte Heidelberger Staatslehrer Georg Jellinek spekulierte in seiner philosophischen Dissertation aus dem Jahr 1872 munter darüber, dass eine ausgeglichene Persönlichkeit wie diejenige von Leibniz notwendig den Optimismus und eine psychisch zerrissene wie Schopenhauer notwendig den Pessimismus befürworten müsse.<sup>11</sup> Jellineks Urteil ist symptomatisch für eine Zeit, die im Pessimismus eine kulturhemmende Energie am Werk sah.

Seine Zeitgenossen bekannten sich dementsprechend zur Geschichtsphilosophie Hegels, in der sie einen zukunftswei-

senden Optimismus vermuteten. Die Geschichtsphilosophie ersetzt Gott durch die Vernunft und bürdet ihr die Verantwortung für das Übel in der Welt auf. Hegels Idee, dass sich die Vernunft im Gang der Geschichte selbst realisiere, wirkt aber heute nur mehr grotesk. Sie wird – wie ein ganzes Bündel von wissenschaftlichen und weltanschaulichen Überzeugungen des 19. Jahrhunderts – unter dem Stichwort des Fortschrittsoptimismus attackiert. Tatsächlich hat ein solcher naiver Fortschrittsoptimismus, wie ihn die Polemik zeichnet, heute ausgespielt.

Aber der Anti-Optimismus arbeitet in diesem wie in vielen anderen Fällen mit einer polemischen Fiktion: Die häufig so genannten Fortschrittsoptimisten waren zumeist keine. Jedenfalls wird sich dieses Buch gegen die verbreitete Ansicht wenden, dass Marx und Darwin fortschrittsoptimistisch argumentiert hätten. Im einen Fall werden Ideologien und Erlösungsphantasien unter dem Stichwort «Optimismus» verrechnet, im anderen überträgt die Nachwelt ihre Vorstellungen auf kontroverse, missliebige Erkenntnisse eines skrupulösen Naturforschers.

Demgegenüber findet sich ein entschlossener Optimismus in der Lebensphilosophie, in der Weltanschauungsliteratur und der von ihr inspirierten Lyrik des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts:<sup>12</sup> Die amerikanischen Schriftsteller Ralph Waldo Emerson und Walt Whitman ebenso wie der französische Lebensphilosoph Henri Bergson bekennen sich zu romantischen und vitalistischen Varianten des Optimismus. Unter den deutschen Lyrikern folgt ihnen der späte Rilke prominent und schwärmerisch nach. Doch ist es bei Rilke nicht immer leicht zu sagen, ob der Optimismus oder der Pessimismus oder überhaupt irgendein -ismus obsiegt. Rilke gebraucht Metaphern, Assoziationen und eröffnet damit ein erhebliches Deutungsspektrum, das in beide weltanschauliche Richtungen weist.

Auf diese Phase der weltanschaulichen Unbefangenheit aber folgte der Absturz in die ideologische Gefahrenzone des Nationalsozialismus. Pessimismus und Optimismus wurden politisch funktionalisiert – sowohl von den Nationalsozialisten als auch von ihren Gegnern. Die Gräueltaten im Namen der Ideologie rufen in der dramatisch zugespitzten Situation der 1940er Jahre folgenreiche Generalkritiken des Optimismus und des Pessimismus auf den Plan: Diese Generalkritiken betreffen den blinden Fortschrittsoptimismus ebenso wie ein Menschenbild, das allzu einlinig auf Vernunft und Verstand ausgerichtet ist.<sup>13</sup> Sie wirken bis heute nach. Durch solche Kritik wurde der Optimismus auf die Knochen eines intellektuellen Sensenmannes reduziert. Wo er herrsche, drohe intellektueller Pesthauch, in der Endlosschleife der Optimierung.